Mutter und Tochter.

Von Th. Gandert, Polizeilieutenant a. D.

In der Nähe meines in der Manteuffelstraße gelegenen Polizei-Revierbureaus wohnte die noch immer jugendliche Wittwe eines hohen Officiers mit ihrer siebenzehnjährigen Tochter. Sie hatte seiner Zeit als blutjunges Mädchen dem stattlichen Obersten, welcher sich trotz seiner vierundfünfzig Jahre noch ein sehr feuriges Temperament bewahrt hatte, die Hand zum Bunde für das Leben gereicht und betrauerte den Gatten, als dieser sie und ein munteres Töchterchen von sechs Jahren nach kaum achtjähriger Ehe allein ließ, anscheinend auf das Aufrichtigste. Größeres Vermögen war allerdings nicht vorhanden, aber in Verbindung mit der Wittwenpension reichten die Zinsen aus, Mutter und Tochter ein angenehmes Heim zu erhalten. Die Mutter, welche einstmals das Lehrerinnenexamen gemacht, unterrichtete das Töchterchen selbst und lebte fast nur für dasselbe, in Folge dessen das Kind und dann die heranwachsende Jungfrau an der Mutter hing und zu ihr emporsah.

Ich lernte die Dame in einer Sitzung des Frauenvereins, dessen Vorstandsmitgliedern mich mit ihrem besonderen Vertrauen beehrten, näher kennen und hatte einstmals Gelegenheit, sie in einem Concertgarten, woselbst sie in Begleitung ihres Töchterchen sich vergeblich nach einem leeren Platz umsah, an meinen Tisch zu bitten und sie meiner Frau vorzustellen. Die Damen fanden Gefallen an einander und namentlich das junge Mädchen schien sich in meinem Hause ganz wohl zu fühlen. Unter der Hand erfuhr ich dann, daß sich die nun fünfunddreißigjährige Wittwe mit einem an Jahren jüngeren, selbstständigen Kaufmann aus guter Familie verlobt hatte oder im Begriffe war sich zu verloben, was mich um so mehr frappirte, als ich wußte, daß der Kaufmann sich um ein junges, sehr reiches Mädchen eifrig bewarb, und ihm hierbei auch von keiner der maßgebenden Seiten Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden.

Eines Nachmittags hörte ich in meinem Sprechzimmer, das nur durch den Corridor vom Bureau getrennt war und im Zusammenhange mit meiner Privatwohnung stand, die sehr erregte Stimme einer weiblichen Person, die nach mir verlangte, und gleich darauf stürmte ein Hausmädchen, noch vor dem anmeldenden Schutzmann herein und erzählte schreckensbleich und mit fliegendem Athem, daß die Frau Generalin ... soeben in ihrer Stube todt umgefallen und die Tochter über der Leiche zusammengebrochen sei. Natürlich sandte ich sofort einen Beamten zum Polizeiarzt, der zugleich mein Hausarzt war, und eilte selbst, dem einen Wachtmeister die Anweisung gebend, mir unverweilt mit zwei Beamten zu folgen, an Ort und Stelle.

Ich traf die Situation genau so wie das Mädchen angegeben und erfuhr Folgendes:

Der Verlobte der Generalin habe, wie gewöhnlich, zur Kaffeezeit seinen Besuch gemacht. Die Dame habe am Morgen einen Brief erhalten, durch dessen Inhalt sie in einen Zustand hochgradiger Erregung versetzt worden sei, so daß es der in Thränen aufgelösten Tochter nicht gelingen wollte, sie zu beruhigen. Das Mittagessen sei unberührt geblieben und die Generalin habe, wie das Hausmädchen mir berichtete, nur immer wie geistesabwesend vor sich niedergeschaut. Da sei der Herr ... erschienen, und die Dame habe demselben, hochaufgerichtet am Tische stehend, den am Morgen erhaltenen Brief stumm überreicht; das Mädchen hatte vom Nebenzimmer aus dies Alles mit angesehen. Der Herr sei leichenblaß zurückgetreten, das Fräulein habe die Hände gerungen und die Frau habe zweimal laut ausgerufen: „Die Wahrheit, die Wahrheit!" Was nun geschehen, konnte das Mädchen nicht genau angeben. Sie habe gesehen wie der Herr nach einem Tischchen geeilt, auf welchem stets eine Karaffe mit Wasser stand, plötzlich habe sie einen Fall gehört, dem ein lauter Aufschrei gefolgt, dann sei der Herr bei ihr vorbei und ohne Hut aus dem Hause gelaufen. Als sie in das Zimmer gestürzt und Mutter und Tochter leblos an der Erde gesehen, sei sie zu mir gerannt.

In diesem Augenblicke kam mit dem Wachtmeister mein Hausarzt an und das war gut, denn obgleich ich annehmen mußte, daß der Kaufmann sofort zu einem Arzt geeilt sei, erschien doch kein zweiter. Die junge Dame lag von tiefer Ohnmacht umfangen auf ihrer Mutter; diese war todt. Neben der Todten an der Erde, also auch dicht neben der Tochter, fand sich eine weiße, kleine Papier-Enveloppe, wie sie von den Apothekern zur Aufnahme von Pulvern benutzt werden, und in derselben war noch der Rest eines weißen Pulvers enthalten. Auf dem Tische vor dem Sopha stand ein fast volles Glas Wasser, während ein zweites Glas zerbrochen dicht neben der Todten lag; zweifellos hatte sie aus diesem zuletzt getrunken. Am Boden des zerbrochenen Glases haftete noch unaufgelöstes weißes Pulver — Cyankali bemerkte der Arzt sehr ernst, wie er auch dasselbe inhaltschwere Wort von dem in der Enveloppe noch befindlichen Pulver gebrauchte. Dieses Pulver, sowie das zerschellte Glas mit seinem Inhalt nahm ich sofort in sorgsamste Verwahrung.

Während nun der Arzt bemüht war, die Tochter in's Leben zurückzurufen, setzte ich die nöthigen Depeschen an das Polizei-Präsidium, den Staatsanwalt und den Untersuchungsrichter auf, schickte einen Beamten nach dem Krankenhause Bethanien, um die Kranke mittelst geschlossener Sänfte dorthin befördern zu lassen und sandte den Wachtmeister nach der Privatwohnung, sowie einen dritten Beamten nach dem Geschäft des fortgerannten Bräutigams; er war nirgends anzutreffen.

Es waren drei Dinge möglich: Selbstmord, Unglücksfall oder — Verbrechen!

Da die Mutter todt, die Tochter besinnungslos an einem hitzigen Fieber darniederlag, die dritte Hauptperson des Dramas, der Bräutigam, aber verschwunden war, so drängte sich der Verdacht auf, daß ein Verbrechen verübt sei — — um der ferneren Ansprüche einer unbequemen überflüssigen Braut überhoben zu sein. Dem widersprach allerdings das Vorleben des Betreffenden und sein Ruf. Aber: trau, schau wem? So gut wie es Jemand fertig brachte, sich mit einer Dame der besten Gesellschaft zu verloben, zu gleicher Zeit aber bei einer Anderen auf Freiersfüßen zu gehen, ebenso gut konnte man ihm auch ein derartiges Verbrechen zutrauen — so calculirte ich und der Herr Staatsanwalt mit mir.

Nachdem alle Formalitäten erfüllt — die Sektion der Unglücklichen hatte unzweifelhaft Vergiftung durch Cyankali festgestellt — wurde die Generalin begraben und die Wohnung versiegelt, da merkwürdiger Weise kein einziger Verwandter sich meldete.

Die Criminalpolizei forschte nach dem Verbleib des Kaufmanns, dessen Geschäft vorläufig von seinem Vater beaufsichtigt wurde, und mir wurden die übrigen Ermittelungen übertragen. Wo stammte das wie ein Blitzstrahl tödtende Gift her; wer hatte es beschafft?

Ich hatte früher in Magdeburg in Garnison gestanden und es fiel mir ein, daß dort ein Photograph gleichen Namens wie der verschwundene Kaufmann wohnte; Erkundigungen ergaben, daß beide Brüder waren und dies bestärkte mich in meinem Verdacht. Denn Photographen gebrauchen Cyankali zu ihren Bildern und der Berliner Bruder konnte bei Gelegenheit eines Besuches leicht ein Pülverchen haben mitgehen heißen, ohne daß der Andere es merkte. Und ein solcher Besuch hatte vor Kurzem stattgefunden.

Selbstverständlich wurde bei sämmtlichen Berliner Apothekern und Drogisten specielle Nachfrage gehalten, ob und von wem in jüngster Zeit etwa von dem gefährlichen Gift gekauft, oder ein Kauf versucht worden war. Von dieser Maßregel versprach ich mir allerdings wenig. Denn Gift darf nur, abgesehn von ärztlicher Verordnung, auf einen von der Polizeibehörde ausgestellten Giftschein abgegeben werden, und wenn wirklich in einem Falle von dieser gesetzlichen Bestimmung abgewichen war, so würde sich der betreffende Verkäufer natürlich hüten, dies einzugestehen. Cyankali war nun mehrfach verkauft und ich verfolgte den Verbleib desselben bis auf das allergeringste Quantum — aber es ließ sich keine Brücke finden, die zu dem Kaufmann geführt hätte. Dagegen fand ich in seinem Schreibtisch — denn ich hatte in seiner Wohnung und seinem Comptoir das Oberste zu unterst gekehrt — ein Fläschchen mit Blausäure und ein graues Pulver, das einem Chemiker zur Untersuchung übergeben wurde, in einem sogenannten verborgenen Fache, ein Umstand, der die Chancen des anscheinend Entflohenen auf „Null" sinken ließ.

Während dieser Ermittelungen, die natürlich längere Zeit in Anspruch nahmen, schwebte das arme Mädchen, die Tochter der Verstorbenen, zwischen Leben und Tod. In ihren Phantasien rief sie die Mutter in der rührendsten Weise zu sich — dann klagte sie wieder in herzzerreißenden Tönen den Entflohenen an, sie der besten der Mütter beraubt zu haben. Es war dies eine merkwürdige Erscheinung; denn sie war absolut ohne Besinnung und hatte doch das Bewußtsein des Vorgefallenen.

Am Ende der dritten Woche nach dem so traurigen Vorfall langte eine Depesche aus Altona an; ein Fremder, nach dem im Hut, als Einlage unter dem Schweißleder, gefundenen Fragment eines Briefcouverts ein Berliner, sei dort mit einer Schußwunde in der Brust in einem Krankenhause eingeliefert worden. Da das Signalement auf den flüchtigen Kaufmann und Bräutigam zu passen schien, reiste ich dorthin, um den mir genau Bekannten event. zu recognosciren; er war es!

Bei meiner Ankunft war der Verwundete bei Besinnung. Er hatte zwei Schüsse auf sich abgegeben, aber beide Geschosse hatten nur ein paar Rippen zerschmettert und waren dann seitwärts abgeglitten, ohne edlere Theile zu verletzen; in Folge dessen hatte er zwar viele Schmerzen auszustehen, aber Lebensgefahr war nicht vorhanden.

Ohne direkt ein Verhör mit ihm anzustellen, das übrigens auch der Arzt widerrathen hatte, ließ ich mir doch von ihm den traurigen Vorfall mit dem was drum und dran hing erzählen. Er klagte sich ohne Weiteres an, wie ein Schurke gehandelt zu haben, aber nur aus Feigheit. Er habe für die vornehme Dame, die er bei befreundeter Familie kennen gelernt, ein warmes Interesse gefühlt und seine Eitelkeit sei mit in's Spiel gekommen, als er gemerkt, daß das Interesse ein gegenseitiges sei. Außerdem habe er geglaubt, daß die Generalin über ein bedeutendes Vermögen verfüge und darauf hin habe er sich, um auch ihr etwas bieten zu können, etablirt; dann habe er sich erklärt und das Jawort erhalten mit der Bitte, die Verlobung! vorläufig geheim zu halten, da sie sich erst mit den Verwandten ihres verstorbenen Mannes auseinandersetzen wolle. Bei dieser Gelegenheit habe er erfahren, daß kein großes Vermögen — das vorhandene gehörte noch dazu der Hauptsache nach der Tochter — vorhanden sei und er hätte doch unbedingt um seinen bei der Etablirung eingegangenen Verpflichtungen nachkommen zu können, eine bedeutende Summe haben müssen.

Nun war es ihm ergangen wie allen schwachen Charakteren: die Generalin liebte er als vornehme Dame, die ihm imponirte, und ein reiches Mädchen mußte und wollte er heirathen; aber er fand den Muth nicht, als ehrlicher Mann offen zu sein.

Als dann an jenem Unglückstage durch den Eingang des anonymen Briefes sein Lügengewebe an den Tag gekommen, habe er völlig den Kopf verloren und sei, als die Generalin ihm das Wort „Elender" halb sinnlos zugeschleudert und gleich darauf nach Genuß eines Brausepulvers — „das Sie ihr eingerührt," warf ich ernst ein ... „Nein, nicht ich, sie selbst schüttete es in das Glas, das auf dem Tische stand, während ich, da ich jenes nicht gesehen, ihr ein anderes reichte," entgegnete er ruhig — umgesunken war, halb wahnsinnig davon gerannt. „Sie ist todt?" schrie er plötzlich, mich mit weit geöffneten Augen groß ansehend, laut auf. „Das wußten Sie nicht?" entgegnete ich scharf. „Mensch, wo haben Sie denn die ganze Zeit über gesteckt?"

Ich konnte ihn, da er ohnmächtig geworden war, erst am folgenden Morgen wieder sprechen und erfuhr von ihm, daß er damals aus grenzenloser Scham davon gerannt, sich einen Hut gekauft, mit dem nächsten Zuge nach Hamburg und von dort ohne jeden Plan nach Kopenhagen gefahren sei! Hier sei er vor Aufregung krank geworden, habe Aufnahme in einem Hospital gefunden und sei, nachdem er vor vier Tagen als geheilt entlassen, nach Hamburg zurückgereist, um nach Berlin zu gehen. In Hamburg sei er erst so recht zum Bewußtsein seiner ehrlosen Handlungsweise gekommen, sei ruhelos umhergelaufen und habe, in Altona angelangt, den Entschluß gefaßt, seinem verfehlten Leben ein Ende zu machen.

Sprach der Mann die Wahrheit? Es schien undenkbar, daß er von dem Tode der Generalin, auch wenn er unschuldig an dem Verbrechen war, nichts sollte gehört haben, denn die sensationelle, der Oeffentlichkeit gegenüber in tiefes Dunkel gehüllte Affaire war durch alle Zeitungen gegangen! Ich telegraphirte nach Kopenhagen und erhielt noch am Abend desselben Tages die Bestätigung seiner Aufnahme und späteren Entlassung aus dem Hospital.

Natürlich hatte ich einen Haftsbefehl gegen ihn in der Tasche, da er aber nach Aussage der Aerzte nicht transportfähig war, so verständigte ich die Verwaltung, ihn diskretionär als Gefangenen zu betrachten und erbat, meine Behörde sofort telegraphisch zu benachrichtigen, wenn er transportfähig geworden war, denn ich selbst wollte ihn abholen und nach Berlin überführen. Dann reiste ich zurück und erstattete ausführlichen Bericht, der beim Untersuchungsrichter und Staatsanwalt nicht geringes Aufsehen, oder vielmehr Zweifel erregte.

Am Tage nach meiner Rückkehr aus Altona schickte die Frau Oberin des Krankenhauses Bethanien, die mir persönlich genau bekannt war, zu mir und erbat meinen Besuch, da die junge Dame zum ersten Male in anscheinend ruhigem Schlummer liege und nach Ausspruch des Arztes mit Bewußtsein erwachen werde. Sie habe in ihren Delirien so vielfach nach mir gerufen und durchaus meine Gegenwart verlangt, daß der Chefarzt ausdrücklich angeordnet, mich, wenn irgend möglich, zur Stelle zu schaffen, damit ich, falls sie bei ihrem Erwachen nach mir frage, nicht erst geholt werden müsse.

Obwohl ich an jenem Morgen eigentlich unabkömmlich war, da die polizeiliche Abnahme mehrerer großer Rohbauten erfolgen sollte, blieb ich doch, da mich der ganze Fall und namentlich auch das junge Mädchen lebhaft interessirte, im Krankenhause und ließ mich im Revier von einem jüngeren, mir zugetheilten Polizeiofficier vertreten.

Und so saß ich denn zu Häupten, etwas rückwärts, des beklagenswerthen jungen Mädchens, deren wachsbleiche, eingefallene, früher so lieblichen Züge sich unter dem weißen Häubchen — man hatte ihr das prächtige, braune Haar kurz abgeschnitten — fast gar nicht von dem schneeweißen Leinen ihres Lagers abhoben, während die Frau Oberin selbst am Fußende Platz genommen hatte. Plötzlich bemerkte ich, wie die Augenlider ganz unmerklich vibrirten und eine leise Röthe zu den Schläfen emporstieg — sie erwachte und sah sich erstaunt um. Da kam das Bewußtsein jenes schrecklichen Augenblicks, in welchem sie die Mutter leblos zur Erde hatte sinken sehen, mit elementarer Gewalt über sie, sie richtete sich jäh auf und in dem Augenblicke, als die Oberin sie liebevoll mit ihrem Arm umfing, lösten barmherzige Thränen den Bann, der bisher auf ihr geruht. Ein unwillkürliches Geräusch, das ich auf meinem Sitz verursachte, denn ich wollte mich leise zurückziehen, ließ sie sich jäh umwenden; eine flammende Röthe schlug ihr in's Antlitz und mit dem Ausdruck einer unendlichen Seelenpein schlug sie beide Hände zusammen und äußerte stoßweise: „Gott sei Lob, daß Sie da sind! — — — — Ich, ich allein bin die Mörderin! — — — — meine Mutter, sie that es nicht!" dann sank sie von Neuem in Ohnmacht.

Der herbeigerufene Arzt brachte sie sehr schnell wieder zum Bewußtsein, und als sie die Augen abermals aufschlug, irrten sie in dem Zimmer umher, bis sie auf mich fielen, der ich durch das soeben Vernommene aus der Fassung gekommen war. Sie winkte mich heran und alles Zureden der Oberin und des Arztes, sich zu schonen, beantwortete sie mit den herzzerreißenden Worten: „Ich sterbe, wenn ich ihm nicht Alles sagen kann."

Und dann erzählte sie mir, ohne zu stocken, aber einen fast irren Ausdruck in den rehbraunen, oft flackernden, dann wieder todestraurigen Augen, eine seltsame Geschichte.

Sie habe gewußt, daß die Mutter mit ganzem Herzen an ihrem Bräutigam gehangen, während sie, die Tochter, ihn nur mit stetem Mißtrauen habe betrachten können, da er sie oftmals mit so eigenthümlichen Augen angesehen. Der anonyme Brief, der an dem Todesmorgen angekommen, habe wie ein Blitz aus heiterem Himmel gewirkt, die Mutter sei gänzlich gebrochen gewesen, habe sich aber voller Verzweiflung daran geklammert, daß das, was dort geschrieben stand, eine Unmöglichkeit sei. Als die Verstorbene dann aus den Augen des Erbärmlichen die Wahrheit erfuhr, auch ohne daß sein Mund sie auszusprechen wagte, sei sie dem Umsinken nahe gewesen und nun habe sie selbst ihrer Tasche ein Brausepulver entnommen (wie sie geglaubt), habe es in ein Glas geschüttet und den Trank der Mutter gereicht. Als diese plötzlich mit verglasten Augen zu Boden gestürzt, sei ihr wie ein Blitz die Erkenntniß gekommen, daß sie die Pulver verwechselt, und anstatt des erfrischenden Brausepulvers ein anderes, giftiges, genommen, dessen sie sich zur Anfertigung photographischer Bilder — sie war wirklich im Besitz eines kleinen photographischen Apparates — stets bediente; dann habe sie das Bewußtsein verloren. Aber in ihren Phantasien habe sie nur immer daran denken müssen, daß man die Mutter für eine Selbstmörderin halte und das verdiene doch die Edle, Gute, Reine und Verklärte nicht! „Und nicht wahr, Sie glauben mir und werden es überall bekannt machen, daß ich es war, die Mama getödtet, aus Versehen; aber ich will dafür büßen — denn, sagen Sie mir die Wahrheit, alle Welt glaubt, daß Mama sich selbst getödtet?" Armes, armes kleines Mädchen, auf welche Abwege hatte dich dein Schmerz geführt, und wie wenig verstandest du zu lügen! Denn ich sah ihr an, daß sie nicht die Wahrheit sagte. Ich faßte ihre zarte durchsichtige, kleine Hand, die auf meiner Rechten ruhte, mit festem Druck, und sagte ihr mit warmen Worten und der Wahrheit gemäß, daß Niemand seither von einem Selbstmord gesprochen oder auch nur an einen solchen gedacht, daß vielmehr von Jedermann, von der Behörde und bis jetzt auch von mir, der entflohene Bräutigam für den Mörder, den feigen, kaltblütigen Mörder gehalten worden sei! Da öffneten sich ihre Augen weit und sie stieß entsetzt heraus: „Jawohl, er ist der Mörder! Aber nicht so, wie Sie meinen; nur, weil sie verzweifelte, als sie die Wahrheit über seinen feigen Verrath erfuhr und ich ihr ein Pulver gab, das ich verwechselt hatte; Schuld ist er an dem entsetzlichen Unglück, aber meine Hand brachte das Verderben!"

Darauf meinte sie in immer mehr steigender Aufregung, sie werde nun wohl sogleich „eingesperrt" werden, daß ich es für nöthig hielt, nach der Uhr zu sehen und meine sofortige Entfernung durch unabweisbare Dienstgeschäfte zu motiviren.

Ich fuhr nun direct zum Polizei-Präsidenten und dann zum Untersuchungsrichter und erstattete Bericht. Die Folge war, daß am nächsten Morgen der Untersuchungsrichter sich zur Vernehmung des jungen Mädchens, da dies natürlich nicht zu umgehen war, nach Bethanien begab. Auch er gewann die Ueberzeugung, daß ihm unter dem Eindruck einer unerklärlichen, seelischen Depression ein Märchen aufgetischt wurde, brang aber auf Anrathen des Arztes nicht weiter in die Kranke.

Jedenfalls wurde der Haftbefehl gegen den jungen Kaufmann zurückgenommen, da es fest stand, daß er der Mörder nicht war. Er war durch das Bewußtsein seines Bubenstreiches völlig außer Fassung gebracht und um allen Folgen seiner Handlungsweise aus dem Wege zu gehen, halb unzurechnungsfähig in die Welt hineingelaufen. —

Nach Rücksprache mit meiner Frau, welche die Genesende täglich besuchte, beschlossen wir, die Aermste bei ihrer Entlassung aus dem Krankenhause bei uns aufzunehmen; denn nähere Verwandte der Mutter waren nicht da, und die Angehörigen des Vaters übertrugen den Groll wegen der „Mesalliance" auf das bedauernswerthe Kind. Dieses nahm das diesbezügliche Anerbieten meiner Frau unter Dankesthränen an.

Auch meine Frau hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß die Affaire sich so, wie das junge Mädchen erzählte, nicht zugetragen, aber vorläufig war mit dieser nichts anzufangen, auch nicht, nachdem sie zu uns übergesiedelt war, und sie hatte es nur dem großen Wohlwollen des Untersuchungsrichters zu verdanken, daß dieser meine Bürgschaft annahm und von einer Haftnahme wegen fahrlässiger Tödtung — ihrem eigenen, ausdrücklichen Geständniß nach — Abstand nahm.

Ich legte mir die Sache so zurecht, daß die Tochter genau wußte, daß die Mutter sich vergiftet hatte; aber die schwärmerische Liebe, mit welcher sie stets an der Mutter gehangen, brachte bei ihr eine derartig krankhaft überreizte Stimmung hervor, daß sie glaubte, das Andenken der Mutter vor dem Flecken des Selbstmordes bewahren zu müssen, und daß sie das Unrecht nicht sah, welches in ihrer Handlungsweise überhaupt und auch ihr selbst gegenüber lag. —

Nach unsäglicher Mühe gelang es mir nach vielen Wochen endlich, festzustellen, daß die Generalin eines Tages persönlich eine bestimmte Apotheke ganz in der Nähe ihrer Wohnung besucht hatte, und nun war es verhältnißmäßig leicht, auch den Gehülfen zu ermitteln, welcher sie damals bedient hatte. Sie hatte ruhig ein Gramm des scharfen Giftes verlangt, dessen sie zur Ausführung photographischer Bilder, ihrer Liebhaberei, bedürfe und der junge Mann hatte nicht gewagt, der ihm bekannten Hochgestellten dann eine abschlägige Antwort zu ertheilen. Später, als er von dem entsetzlichen Vorfall gehört, hatte er die Verantwortung gescheut und geschwiegen. Der arme Mensch verlor seine Stellung und wurde noch obendrein bestraft.

Aber selbst die Mittheilung dieses doch entscheidenden Vorfalles vermochte nicht das junge Mädchen zur Erkenntniß zu bringen; sie wurde nur leichenblaß und sah mich fast feindlich an, während sie doch sonst mit geradezu rührender Dankbarkeit und fast kindlichem Vertrauen mir entgegenkam; der Untersuchungsrichter erreichte ebenso wenig.

Meiner Frau gelang es endlich, das Eis zu brechen, welches das Herz und den Sinn der Bedauernswerthen gefangen hielt. Sie stellte ihr vor, wie sie sich versündige und wie der Geist ihrer verklärten Mutter nur mit Trauer auf sie herniederschauen und nicht zur Ruhe kommen könne, wenn sie die Wahrheit ferner verschwiege. Da fiel die Schwergeprüfte unter einem Thränenstrom meiner Frau um den Hals und wie sie aus Liebe zu der Verstorbenen, um deren Andenken rein zu halten, sich selbst hatte zum Opfer bringen wollen, so gab sie nun aus Liebe und um der abgeschiedenen Seele endlich die Ruhe wiederzugeben zu, daß sie eine Lügnerin gewesen. —

Wie die Generalin dazu gekommen, sich das Gift zu verschaffen, und ob sie damals schon ihrem Bräutigam nicht traute, ist unaufgeklärt geblieben; das junge Mädchen ist vor nicht allzu langer Zeit als barmherzige Schwester nach unseren Colonieen gegangen. —

Meine Schlittenpartie.

Erzählt vom Rendier Meisgen in Dräsen.

Das muß wahr sein, merkwärd'g is'ä und bleibt's, was Eenem so dann und wann ämal passir'n kann! Ae Beispiel hierb'rzu kann'ch Se von mir aus der allerneisten Zeit erzähl'n. Da kriegt'ch Se nämlich neilich ä Briefchen von mein'm Vetter Ewald aus Tharandt. „Lieber Heinrich!" schrieb'r mir dabrinne. „Indem daß nächsten Donnerstag meine Tochter Frieda ihre Verlobung feiert, lade ich Dich und Deine Pauline zu diesem freudigen Familienaktusse freundlich ein. Bringe nur gute Laune und ditto Appetit mit, für das Uebrige werde ich sorgen. Mit Gruß pp." Niatierlich war das Wasser uff meine Mihle, denn ärschtens war Frida mei Pathchen und ä Liebling von mir, und zweetens wußt'ch, daß'ä ein fölenen Ahmd gab.

Der bestimmte Tag kam. Leider konnte meine Pauline nich mitkommen, denn se hatte än Schnuppen, daß se kaum aus d'n Oogen seh'n konnte. Desterhalben mußt'ch mich alleene uff de Strimpe machen. Nu war Se an dem Tage grade de scheenste Schlittenbahn.

„Wie wär'sch," dacht'ch deswegen uff d'n Wege nach d'n Bahnhofe so bei mir, „wenn De ämal das Angenehme mit d'n Nützlichen verbinden thäfst und mieth'st D'r än Droschkenschlitten nach Tharandt."

Gedacht, gethan, und kurz d'rauf saß'ch, behäbig in meinen molligen Pelz gewickelt, in än flotten Eespänner. Hoßa, hast De mich geseh'n! ging's dorch b'n Plauenschen Grund, denn de Bahn war wie uff än Tische. Dabei schneite es, als wenn Frau Holle ihr Bette vier Wochen lang nich gemacht gehabt hätte. Es war schun eenigermaßen ä bissel beinahe fast ziemlich dämm'rig, als m'r nach än kleen'n Stindchen im Dorfe Deuben ankam'n.

„Sie edler Rossebänd'ger," meent'ch desterwegen, „wie wär'ch denne, wenn m'r im „Säch'schen Wolf" ä Gläsel Grog genehmigten? Schaden wärd's uns Beeden nischt."

Der Kutscher war in diesem Falle ooch ganz und gar kee Unmensch, und kurz druff hielt'n m'r vor d'm Gasthofe zum „Säch'schen Wolf" in Deuben. Ich krappelte mich aus d'n Schlitten, und nich lange dauerte es, und der geist- und hitzereiche Trank duftete mir in de Nase. Ze gleicher Zeit schlirfte ooch mei braver Kutscher sei Gröggchen.

Da erteente plötzlich Schellengelaite und änne Minute später trat ä ebenfalls bis oben ruff bepelzter Herr in's Gastzimmer. Als'ch m'r'n näher beoogenscheinigte, war'sch mei' Rechtsanwalt, d'r Dr. N. aus Dresden.

„Ei, herrjem'rsch, Sie sind's, Herr Dokter?" meent'ch dergniegt, denn m'r freit f'ch doch jedesmal ganz kreizweise, wenn m'r uff än fremden Orte än guten Bekannten trifft. „Was führt Sie denn hierher?"

Da erfuhr'ch denn, daß mei' Rechtsbeistand in Tharandt geschäftlich ze thun gehabt hatte und itze uff'n Heemwege war.

„Na, Ihnen ze Ehren muß'ch noch ä Gläschen trinken," meent'ch und bestellte for mich und d'n Kutscher noch änne neie Ufflage. Mir kam'n in's Dischkeriren, und, weeß d'r Geier, ich war den Tag uffgereimt wie noch nie!'

Als m'r uns am Erde uff de Socken machten, da flimmerte m'rsch so eegenthümlich vor d'n Oogen, und eenige Mal war m'rsch ganz deitlich, als wenn de Erde bebte. Es war schun stockfinster und dichte trieb's d'n Schnee in d'r Luft 'rum. Mir Beede schlugen de Pelzkragen in de Hehe.

„Gute Nacht, Herr Dotter, und wohl nach Hause!"

„Gute Nacht, Herr Kleeßchen, und viel Vergniegen!" teente es noch vor d'r Hausthire. Dann setzt'n m'r uns Jeder in än Schlitten, und wie d'r Wind sausten die beeden Fahrzeige nach verschiedenen Richtungen in d'n Winterahmd 'nein.

Von dem geistreichen Grog ziemlich schläfrig geworden, klappte ich ee Ooge nach d'n andern zu, und glei druff war ich dem Herrn Morpheis in beede Arme gesunken. Wie lange ich so geschlafen hatte, konnt'ch nich sagen. Da raazt's uff eemal unter mir. D'r Schlitten schien iber Steene ze geh'n. Ich schlage de Oogen uff. Potz Strafe, was war denn dess? Eb'n fahr'n m'r dorch änne große breete Straße, wie'ch se in Tharandt noch gar nich geseh'n hatte. Hiben und driben standen Gaslaternen, grade wie in Dresden, und, sollte m'rsch glooben, da kam gar ooch noch ä zweespänniger Pferdebahnwagen. Ich war wie aus d'n Wolken gefallen, das hätte ich von so änner Stadt, wie Tharandt is, nich erwartet. Da kam'n m'r plötzlich an änner großen Kärche vorbei, die m'r so bekannt aussah. Je weiter m'r fuhr'n, desto bekannter worde m'r Alles. „Was Eenen doch so ä bissel Grog veralbern kann!" denk'ch so bei mir. „Kommt mir, westerhole, das gemithliche Tharandt heite ganz wie de Wilsdruffer Vorstadt vor!"

Uff eemal wärd m'r die optische Taischung doch zu arg. Stand ba rechter Hand nich de Post und links dort's Waldschlößchen-Resterant? — „Kutscher, um's Himmelswillen, sag'n Se m'r norr, wo m'r uns gegenwärt'g befinden?" schrie'ch ganz perplex.

„Nu, wo wär'n m'r denne anderschs sein als uff'n Pustplatze!" war de Antwort.

Ich war wie vom Blitze getroffen. Das ging nich mit rechten Dingen zu. Im Oogenblicke gloobt'ch wärklich an Hexerei. Wie sollte sich ä verninft'ger Mensch das zesammenreimen? Mir lief d'r Angstschweiß von d'r Stärne. Da fuhr m'r plötzlich ä Gedanke dorch d'n Kopp. Ich wagt'n, weeß Knäppchen, gar nich auszedenken. Und doch konnte 's nich anderschs sein. Hatten mir Beeden, mei Rechtsanwalt und ich, in der Finsternis, und irregeführt von den boshaften Groggeistern, doch die Schlitten verwechselt, so daß der Rechtsanwalt von Deuben wieder nach Tharandt und ich nach Dresden zerickfuhr. Ich war physisch und moralisch vellig geknickt. Was würde meine Pauline, was mei Vetter in Tharandt sagen? Zenächst verabschiedete ich d'n Kutscher, dann ging'ch uff's Telegraphenamt und telegraphirte: „D'r greeßte Esel unter d'r Sonne kommt ärscht heite Ahmd um Achte nach Tharandt.—Dei Vetter Heinrich." Dann stärzte ich uff'n Behm'schen Bahnhof. Zum Glicke war grade ä Zug nach Tharandt abzegeh'n bereit, als'ch dorten ankam, und ä gutes halbes Stindchen später war'ch an Ort und Stelle. Daß meine Erzählung iber das gehabte Pech viel Vergnigen verursachte, läßt sich denken, und eener von den anwesenden Gästen gab m'r den Spitznamen „Odysseus zu Schlitten."

Zu Enkirch im Anker.

Von J. Trojan.

Zu Enkirch im Anker,
Da giebt's einen Wein,
Der könnte nicht blanker,
Nicht duftiger sein,
Ein Labsaal der Kehle,
Ein Bad für die Seele!
Zu Enkirch im Anker,
Gern kehr' ich da ein.

Zu Enkirch im Anker,
Sitzt einer so gut,
Da lauscht bei dem Trank er
Dem Rauschen der Fluth.
Darüber erheben
Sich Berge voll Reben.
Zu Enkirch im Anker,
Wie wohl sich's da ruht!

Zu Enkirch im Anker,
Gern geb' ich das kund —
Kommt dorthin ein Kranker,
Der matt ist und wund:
Woran er auch leide,
Da trinkt er sich Freude,
Zu Enkirch im Anker,
Da wird er gesund.

— Bibelfester Redacteur. Redacteur (zu einem jungen Mann, der ihm einige Gedichte vorgelegt hat): „So, so, das haben Sie gedichtet! Und nach einem Honorar trachten Sie also auch? Ja, ja, das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf!"

— Trumpf. Herr: „Wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf?" — Fräulein: „28 Jahre." — Herr: „So alt sehen Sie aber wirklich noch nicht aus." — Fräulein: „Ich bin sogar noch älter!"

— Entgegnung. Studiosus: „Tantchen, kostet Dich der Unterhalt Deiner zahlreichen Katzen nicht viel Geld?" — Tante: „Nicht so viel, wie mich der Unterhalt Deiner zahlreichen Kater kostet."

— In der Schule. Lehrer: Fritz, kannst Du mir sagen, wo das Kameel zu Hause ist? — Fritz: Das ist überhaupt nie zu Haus, das treibt sich immer draußen in der Wüste umher.

— Bessere Bezeichnung. Kellner: „Ueber die Biertemperatur beschwert sich jener Herr dort mit der Kupfernase!" — Wirth: „„Kupfernase" sagt man nicht — „Gastglühlicht"!"

— Renommage. „Warum haben Sie die Bühne verlassen?" — Ehemaliger Schauspieler: „Schwerhörigkeit halber — Trommelfell vom Applaus geplatzt!"

— Schönes Verhältniß. — „Wie leben Sie mit Ihrer Frau?" — „O, wir pflegen uns von früh bis spät gegenseitig zu bedauern."

Kritiker und Alleswisser.

Wenn auch den Kritiklosen durchaus nicht das Wort geredet werden soll, so ist doch nachdrücklich vor allzu vieler Kritik im täglichen Leben zu warnen, denn sie schafft viel Entmuthigung und Unzufriedenheit. Es ist nun nicht anders, wir leben in einer Zeit der Kritik. Beobachten wir unsere Kinder, so werden wir bei vielen einen kritischen Zug antreffen. Sie treten den Erscheinungen des täglichen Lebens, den Menschen, mit welchen sie in Berührung kommen, der Art und Weise ihrer Lehrer, den Vergnügungen, die ihnen bereitet werden, den Kleidern, welche sie tragen, den Speisen, welche sie genießen sollen, kurz allem und jedem mit kritischem Geiste entgegen. Oft sind die Eltern stolz auf das frühreife oder vielmehr anmaßende Wesen ihrer Kinder. Sie bedenken aber nicht, daß die liebliche, treuherzige Harmlosigkeit des Kindes, welches alles ihm Gebotene in der Ueberzeugung, daß es so und nicht anders sein müsse, dankbar hinnimmt, ihren Kindern verloren gegangen ist, und damit eine gesunde Grundlage künftiger Zufriedenheit. Und wie sieht es mit der kindlichen Fröhlichkeit aus? Nur zu bald hat sich aus dem drolligen kritisirenden Kinde ein blasirter, nörgelsüchtiger junger Weltbürger entwickelt. Macht auch das stets kritisirende Wesen bei Erwachsenen keineswegs einen liebenswürdigen Eindruck, so hat doch der im Leben Erfahrene mehr Berechtigung dazu als die Jugend, obwohl es zu seinem Glücke auch nicht beiträgt. Der stets Kritisirende verkümmert sich und Andern jeden Genuß, jede harmlose Freude. Immer bemerkt er sofort Schatten, wenn auch das Licht bei Weitem vorherrscht; er hat stets Besseres, Richtigeres gehört und gesehen. Er hält es für ein Armuthszeugniß, sich an nicht ganz Tadellosen zu erfreuen; ja er hält es geradezu für ein Unrecht, nicht ganz Vollkommenes, sei es in der Kunst, in der Wissenschaft, oder sonst im Leben zu unterstützen. Was ist aber vollkommen in dieser unvollkommenen Welt! Wie weit auseinandergehend sind die Ansichten über Menschen und Sitten, über Kunst und Kunstgenuß! Wie häuf